



Leseprobe

Miklos Bánffy

Die Schrift in Flammen

Roman

Übersetzt aus dem Ungarischen von Andreas Oplatka

ISBN: 978-3-552-05559-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05559-9>

sowie im Buchhandel.

## I.

Ein schöner, sonniger Nachmittag Anfang September. Das Licht ist so strahlend, dass die eine oder andere Lerche, vom Glanz trunken, immer wieder auffliegt, hinauf in den gleißenden Himmel, dort für einige Augenblicke mit ihren kleinen Schwingen schlägt, um dann aus der Höhe Kopf voran hinunterzutauchen, über dem Boden vorbeizustreichen und abermals aufzusteigen – stets von neuem. Sie glaubt wohl, es sei immer noch Sommer.

Doch ist tatsächlich alles noch grün. Die gelben Streifen der Stoppelfelder werden von der wuchernden Vogelhirse mit grünlicher Glasur überzogen, von kleinen, zitternden, resedafarbenen Ähren bestreut, unter denen hier und dort ein verspäteter Klatschmohn sich karmesinrot emporstreckt.

Auf den sanften Hügeln den Maros entlang, die sich auf der einen Seite bis zur breiten Landstraße hin senken und rechts, auf der anderen, jenseits der Wiese, sich bauchig blähen – auch dort sind die vielen Obstbäume und der zuoberst den Grat krönende Wald grün. Noch meldet nichts den nahenden Herbst, nur die überreif weichen Früchte der Spindelbäume heften orange Tropfen in das leicht welkende Laub, und einzig die Blutbuchensträucher spielen ins Rötliche.

Die Landstraße zwischen der morastigen Wiese und den Hügelflanken ist schneeweiß vom Staub, der am Rande des Straßengrabs auch den Hasenlattich und die Melde überstreut, die Kelchblätter der Dorngewächse gefüllt und die sich flach entfaltenden Schaufeln der Disteln bedeckt hat.

Heute ist Sonntag, der Verkehr auf der Straße war zur Mittagszeit dennoch groß. Viele Wagen strebten eilig Vásárhely zu, unter ihnen auch viele ratternde Einspänner-Bauernfuhrwerke. Denn es gab heute einen großen Tag in der Stadt, ein bedeutendes Ereignis: Es fand ein Pferderennen statt. Dorthin waren alle unterwegs gewesen und ließen große Staubwolken hinter sich aufsteigen.

Nun herrscht Stille. Jetzt, am Nachmittag, fährt ein einziger Wagen, eine von drei Pferden gezogene Mietkutsche, auf dieser Straße, die von Marosvásárhely ostwärts über den Vácman nach Balavásár führt und nach der Abzweigung links gegen Nyárádszereda.

In der alten Droschke des Fiakers von Vásárhely sitzt, ruhig zurückgelehnt, ein junger Herr: Bálint Abády, ein schlanker Mann von mittlerem Wuchs. Er trägt einen langen, rohseidenen, bis zum Kinn zugeknöpften Staubmantel. Den Hut hat er abgelegt, einen jener breitrandigen Filzhüte, die damals nach dem Burenkrieg in Mode gekommen waren. In sein gelocktes, dunkelblondes Haar steckt der Sonnenschein rötliche Lichter. Mag er auch ein Blondkopf sein mit hellen Augen, so ist er doch ein charakteristisch östlicher Menschentyp: eine leicht zurückweichende, stark gewölbte Stirn, breite Backenknochen, sich nach oben ziehende Augenwinkel.

Er kommt nicht vom Pferderennen, sondern von der Eisenbahnstation und ist unterwegs zu Jenő Laczók in Vársiklód, wo es nach dem Wettrennen eine große Zusammenkunft und am Abend einen Ball geben wird.

Er war mit dem Drei-Uhr-Zug von Dénestornya angekommen. Er reiste mit dem Zug, obwohl seine Mutter ihm eines ihrer Gespanne angeboten hatte. Der junge Mann hörte aber aus ihrer Stimme heraus, dass sie ihr Angebot zwar guten Herzens machte, sich aber trotzdem gefreut hätte, sollte er die Reise nicht mit den ihr so teuren Pferden machen, die sie in ihrem alten, berühmten Gestüt alle selber gezüchtet hatte und so liebte, als wären auch sie alle ihre Kinder. Er wusste wohl, wie sehr sie um sie besorgt war, sie vor Strapazen und Erkältung, vor fremden Ställen und der Bösigkeit anderer Pferde behütete. Da er also das Gemüt der Mutter kannte, sagte er ihr, er nehme lieber den Personenzug, es wäre von hier, von Dénestornya, zu viel für eine Kutschenfahrt über Vásárhely hinaus – wo ein Pferderennen im Gange ist – bis zum Feld von Szent-György, das sei wohl um die fünfzig Kilometer, von dort dann wieder zurück in die Stadt und hinaus zu den Laczóks, auch das komme auf zehn bis fünfzehn Kilometer – man müsste ausspannen, in einem Wirtshaus füttern lassen – nein, das lohne sich nicht, er nehme eher den Personenzug

am Nachmittag. So werde er schon früh zur Stelle sein, und bestimmt würden sich auch Politiker dort versammeln, die er kennenlernen und mit denen er manches besprechen wolle.

»Gut, mein Sohn, wenn dir das lieber ist, obwohl du weißt, nicht wahr, dass ich dir die Pferde gern gegeben hätte«, erwiderte die Mutter, doch sichtlich erfreut, dass er das Angebot ausgeschlagen hatte.

So setzte er nun die Reise unter Schellengebimmel in der Fuhrmannskutsche langsam in Richtung von Siklód fort.

In Tat und Wahrheit ist es angenehm, so gemächlich trottelnd auf dieser verlassenen, langen Straße dahinzufahren, zuzuschauen, wie sich der Staub hinter dem Wagen erhebt und ihn wie ein Schleiervorhang begleitet. Zu beobachten, wie er zögernd den Heuwiesen zuschwebt, wo im neu sprießenden Gras wiederkäuende Kühe liegen und mit Augen, als wären sie Rehe, verträumt zum bimmelnden Gefährt auf der Straße herüberblicken.

Es ist schön, so still die Strecke zurückzulegen und sich dem eigenen Gefühl zu überlassen, dass er nach so vielen Jahren wieder zu Hause, in Siebenbürgen ist; schön, sich langsam dem Treffen zu nähern, bei dem sich so viele alte Bekannte versammeln werden.

Nach der Maturitätsprüfung, die er 1895 im Theresianum abgelegt hatte, studierte er einige Jahre an der Universität von Klausenburg und erwarb hier den Dokortitel. Hernach allerdings hielt er sich wieder in der Ferne auf, bereitete sich zuerst in Wien auf das Diplomatexamen vor und diente anschließend – nach seinem Freiwilligenjahr – zwei Jahre lang im Ausland als Attaché.

Dann wurde der Wahlkreis von Lélbánya vakant. Man bot ihm das zwischenzeitliche Mandat an. Das traf sich gut. Es war besser, den Auslandsdienst zu quittieren, in dem es auf eine Entlohnung während Jahren keine Aussicht gab und kaum eine Möglichkeit, für die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen aufzukommen aus der kargen Unterstützung, welche die Mutter ihm zukommen ließ.

Er wusste, dass ihr das schwer fiel. Es fiel ihr schwer, obwohl sie beträchtliche Güter besaß – etwa sechzehntausend Joch Tannenforst unter dem Vlegyásza, dreitausend Joch »Kanaan-Äcker« in Dénes-tornya, im Winkel der Flüsse Maros und Aranyos, einige Zwerggüter

hier und dort, darunter auch in Lélbánya, drei Viertel des Sees – sie hatte trotzdem niemals Geld, sosehr die Ärmste sich auch um Sparsamkeit bemühte. Es war besser, nach Hause zu kommen, wo sich auch mit kleineren Ausgaben sorglos leben ließ und wo er dank seinen Studien und Erfahrungen im Ausland vielleicht nützlich werden konnte.

So kam es, dass er dieses Jahr, als er im Frühling 1904 bei der Mutter in Urlaub weilte und der Obergespan von Marostorda ihn in Dénestornya besuchte mit der Anfrage, ob er das herrenlos gewordene Mandat von Lélbánya annehmen würde, dass er da – nach kurzem Zögern – das Angebot annahm. Er machte einzig zur Bedingung, dass er mit einem parteilosen Programm auftreten wolle. Den unheilvollen Parteienkampf, der damals im ungarischen Parlament schon seit 1902 im Gange war und bereits zwei Regierungen weggefegt hatte, kannte er zwar nur entfernt aus der Zeitungslektüre, er fand aber selbst aus der Ferne den Gedanken ganz abstoßend, sich einer Parteidisziplin und Parteileidenschaften unterordnen zu müssen.

Dem Obergespan war das gleichgültig. Er billigte die Parteilosigkeit bereitwillig, sofern der andere auf der 67-er Grundlage stand. Ihm lag einzig daran – doch das verriet er mit keinem Wort –, dass kein Kandidat der Opposition den Sitz erhalten sollte. Und auch nicht irgendein Fremder wie das letzte Mal, als der Wahlkreis in Budapest von den lokalen politischen Werbern und Agenten feilgeboten wurde, als befände man sich auf einer Auktion. Denn Lélbánya galt als ein kleiner, verrotteter Zwergkreis. Die einst freie königliche Stadt hatte ihr Recht behalten, einen Abgeordneten zu entsenden. Heute war sie nur noch eine Feldstadt mit kaum dreihundert Wählern, die, in zwei bis drei Gruppierungen vereint, es immer verstanden, aus der Hauptstadt den einen oder anderen ehrgeizigen Geldsack als Kandidaten für sich zu gewinnen; den molken und erpressten sie bis zum letzten Tag, jagten ihm Angst ein, indem sie aufeinander zeigten sowie auf einen großmäuligen 48-er, den sie ohne jede Überzeugung nur zu diesem Zweck gegen ihn auftreten ließen. Einmal kam es sogar vor, dass sie in letzter Minute, nachdem der Geldsack die Zahlerei satt hatte, aus Rache und zur Schande des Komitats den unechten Kandidaten wählten.

Bei der Kandidatur Abády konnte allerdings nichts schiefgehen. Das Bergwerk des Städtchens hatte man längst geschlossen, der Boden rundherum war lauter schlechte, saure Erde, und die Bevölkerung lebte vor allem vom Schilf am See, der den Abády gehörte. Gegen dessen Eigentümer konnte nicht einmal der geldgierigste Hauptwahlwerber etwas ins Werk setzen, denn sollte das Schilf irgendeinem Unternehmer verkauft werden, dann dürften die »Bürger« womöglich Betteln gehen.

Über das alles verlor der Obergespan dem jungen Mann gegenüber freilich kein Wort. Er sprach mit ihm über allgemeine Dinge, machte schöne Sprüche über die Pflicht, den Patriotismus und eine hohe Berufung. Vor der verwitweten Frau Abády ließ er gespielt gutmütig und mit berechnender Schlaueit aufblitzen, um wie viel besser es sei, wenn ihr Sohn zu Hause, im Land und bei ihr bleibe, dass es auch einen Abgeordnetenlohn gebe, zwar nicht viel, aber immerhin etwas, und dass die Wahl gewiss einstimmig erfolgen werde und nichts koste. Erst nachdem die Überredung Erfolg gezeitigt hatte, machte er einen Abstecher zu Kristóf Ázbej, dem Gutsverwalter der Gräfin. In dessen Haus sagte er auch nur so viel, dass es sich empfehlen werde, jemanden nach Lélbánya zu schicken, durch ihn ziemlich öffentlich die in diesem Herbst erwartete Schilfernte schätzen zu lassen und die Nachricht in Umlauf zu setzen, man plane irgendeine Änderung in der bisherigen Verkaufsordnung. Sollen doch die widerborstigen Kleinstädter Angst bekommen.

So geschah es denn auch, und Bálint Abády hatte damals keine Ahnung, warum seine Wähler ihn mit so großem Jubel hochleben ließen.

Er ahnte allgemein wenig von den unreinen Beziehungen des Lebens. Vielleicht lag das an seiner Natur, vielleicht hatte auch seine Erziehung dazu beigetragen. Acht lange Jahre seiner Kindheit verbrachte er in der geschlossenen und vornehmen Anstalt des Theresianums und die Ferienzeit jeweils auf dem Lande, im Schloss von Dénestornya. Die paar Universitätsjahre, der Diplomatenkurs und die wechselnden Stationen des Auslandsdienstes führten später auch nichts anderes vor als die Oberfläche des Lebens. Irgendwie hatte er

bisher in Treibhausluft gelebt, in einer leicht künstlichen, etwas isolierten Atmosphäre, wo die menschliche Gemeinheit, die Selbstsucht und die Habgier Masken trugen und es schärferer, geübterer Augen bedurfte, um sie zu erkennen.

Zurückgelehnt im alten Landauer des Droschkenkutschers dachte Bálint jetzt einzig daran, dass er wieder zu Hause war, dass er endgültig zu Hause bleiben werde, und er begann unsicher Pläne zu entwerfen, wie er hierzulande seine im Ausland gesammelten Kenntnisse nützlich anwenden könnte. In Deutschland war er Formen des Genossenschaftswesens begegnet sowie Institutionen des Heimstättengesetzes, dem Fideikommiss-Schutz des bäuerlichen Guts. Darüber hatte er vor seinen Wählern bereits gesprochen. Diesen Gedanken hing er jetzt nach, tat dies aber nicht gerade entschlossen – die Landschaft war hierfür doch allzu lieblich, das sonnige Wetter viel zu schön und auch das Himmelsgewölbe zu blau.

Er wurde von einer geschlossenen Kutsche, die ihn allmählich eingeholt hatte, in seinen Gedanken gestört. Es war ein altmodischer Reisewagen, dessen hochgezogene Glasfenster ununterbrochen rhythmisch klirrten. Zwei alte, grobknochige Braune hatte man eingespannt, Pferde mit großen Bäuchen, vielleicht waren beide trächtig, oder sie mochten außer Stroh nichts vorgesetzt bekommen. Ein alter Kutscher saß auf dem Bock dieser vorsintflutlichen Kutsche; gekleidet war er in einen sehr verbleichten, doch mit Tressen geschnürten, bis zur Sohle reichenden kirschfarbenen Mantel – der ungarischen Kutscherkleidung der sechziger Jahre –, und auf dem Kopf trug er einen ausgedienten, runden Hut, dessen Straußenfeder nur noch aus einigen Flaumbüscheln bestand. Wie eine Sichel, so krumm saß der Alte da und nickte ohne Unterlass mit dem Kopf, als wollte er den Pferden ständig ein Ja andeuten.

Nun schloss die Kutsche zum Fiaker auf. Auf dem Vordersitz hinter den hermetisch geschlossenen Fenstern saß ein junges Kindermädchen mit einem großen Korb auf dem Schoß, und auf den hinteren Kissen hatte eine winzige, zusammengeschrumpfte Greisin Platz genommen.

Bálint erkannte sie gleich und grüßte. Die alte Frau blickte aber

nicht zu ihm herüber, sondern sah blinzelnd, mit faltigen Augendeckeln vor sich hin, über den Kopf der Dienerin hinweg, weit ins Nichts, während sie den Mund gespitzt hielt, als piffe sie fortwährend. Die alte Frau Sarmasághy. Tante Lizinka, wie jedermann sie nannte, war sie doch über ihre vielen Brüder tatsächlich die Tante von beinahe allen, von zwei ganzen Generationen. Bei ihrem Anblick wurden plötzlich Erinnerungen lebendig. Mutter hatte ihn, den kleinen Jungen, zum ersten Mal in Klausenburg zu ihr mitgebracht. Selbst jetzt, da er daran zurückdachte, spürte er den muffigen, schwülen Geruch, der ihn beim Eintreten in ihr Zimmer gleich überfallen hatte. Tante Lizinka saß in einem oben weit ausladenden Ohrensessel, kehrte ihren Rücken dem stets geschlossenen Fenster zu, von dem sie auch noch zwei gläserne Paravents trennten. Obwohl immer kerngesund, fürchtete sie sich sehr, sie könnte sich eine Erkältung holen. Zahllose Shawls, Decken und Tücher bedeckten sie, auf dem Kopf trug sie eine schwarze Spitzenhaube, unter der ein kleines, gesticktes Kissen auf ihre Stirn gebunden war, und auch unter ihrem Kinn steckte ein dicker Strauß von Bändern. Man sah so von ihrem schmalen Gesicht kaum etwas, außer den blitzenden schwarzen Augen, der scharfen Adlernase und dem dünnen, farblosen Mund, auf dem die Falten in der Mitte sternförmig zusammenliefen. Der kleine Junge erschrak ein wenig vor diesem zusammengeschrumpften Hexenwesen, das unter den vielen Tüchern gar keinen Leib, nur das schmale Gesicht und die gebogene Nase zu haben schien. So hatte er sich Dorka Tóti im Kindermärchen vorgestellt. Doch Mutter schob ihn nach vorne, er solle Tante Lizinka schön die Hand küssen, sagte sie, und er küsste mit etwas Ekel die winzige, verdorrte und nach Kampfer riechende Hand. Doch es kam schlimmer. Die kleine Hand mit den krummen Fingern ergriff ihn jäh. Mit einer Kraft, die ihr niemand zutraut hätte, zog ihn die Alte zu sich heran, hinein unter die vielen Tücher, und sie drückte einen großen, nassen Kuss auf die Stirn des Buben. Auch hernach, nachdem sie ihn entlassen hatte, spürte er in der Mitte der Stirn das kalte Trocknen jenes Schmatzes, doch als wohlzogener kleiner Junge wagte er nicht, ihn abzuwischen.

All dies meldete sich beim Anblick der alten Frau blitzschnell in



seiner Erinnerung. Auch manches andere fiel ihm ein, was Tante Lizinka selber erzählt oder er von Péter Abády, seinem Großvater, vernommen hatte, der Lizinkas Vetter war. Eine der besonders lustigen Geschichten, deren er sich entsann, entlockte Bálint selbst jetzt noch ein Lächeln.

Zur Zeit des Freiheitskriegs – wer würde das heute glauben? – war Frau Sarmasághy, Lizinka Kendy, eine junge Frauensperson. Und da sie in ihren Mann, Mihály Sarmasághy, sehr verliebt war, folgte sie mit der Kutsche überall den Armeen. Denn ihr Gatte diente natürlich in den Reihen der Honvéd und war natürlich Major in der Armee Görgeys (alle standen damals im Range eines Majors). Auf diese Weise fehlte sie auch in Világos nicht. Als sie, die begeisterte Patriotin, die Kunde vernahm, dass Görgey kapituliert hatte, lief sie zum Schloss Bohus, rannte die Tür zum Großen Saal ein, wo sich die ungarischen und russischen Offiziere tummelten, eilte geradewegs auf Görgey zu und schleuderte ihm in ihrem scharfen, schrillen Ton ins Gesicht: »Herr Gouverneur, Sie sind ein Verräter!«

Eine so wagemutige kleine Frauensperson war sie schon immer gewesen. Und hatte dazu eine böse Zunge. Da sie Kossuth nicht mochte, erzählte sie jedes Mal, wenn sein Name erwähnt wurde, von ihrer Erfahrung mit ihm. Es geschah in Debrecen. Die Nachricht verbreitete sich, dass die Russen im Anmarsch seien. Alle waren höchst verzagt. In dieser Lage hielt Kossuth eine Rede vor der Nationalversammlung, um die Mutlosen aufzurütteln. Laut Tante Lizinka sagte er: »Wir brauchen uns nicht zu fürchten, wo doch Mihály Sarmasághy mit dreißigtausend dreinschlagenden Dragonern demnächst hier anlangen wird!« Vielleicht drückte er sich wegen des Stabreims so aus. Jubelrufe erschallten, und doch saß Sarmasághy ganz allein oben auf der Galerie und hatte niemanden bei sich als seine klitzekleine Frau. Deren Energie, das allerdings traf zu, kam womöglich dreißigtausend Dragonern gleich.

Sie war es, die nach der Revolution in den vielen verwickelten Anlässen des Bergwerks, die ihren Schwiegervater beinahe zu Fall gebracht hätten, irgendwie Ordnung schuf. Prozesse führte sie selber. Sie brachte die Fronablöse durch, rettete ihren Mann vor der

Gefangenschaft in Kufstein und lernte alle Gesetze, die *Approbata* und die *Compilata* so gut wie das kaiserliche Patent, die Bergwerkregelung und die Verordnung, und trat als Anwältin von Vásárhely bis Wien auf.

Jetzt, da die Kutsche der alten Frau an ihm vorbeizog, überfielen ihn alle diese Erinnerungen.

Die Beschwörung der Vergangenheit endete aber nicht hier. Sie verband Tante Lizinka mit seinem Großvater, den sie Jahr für Jahr mehrmals besucht hatte.

Als sähe er die beiden noch jetzt vor sich. Sie sitzen beisammen auf der Veranda, die griechische Säulen schmücken. Lizinka ertrinkt wie immer unter Tüchern und Shawls in der Tiefe eines gepolsterten Fauteuils, sie zieht, mit rund gebogenem Leib zusammengekauert, die Knie hoch, wie ein stattlicher Hund. Péter Abády wiederum sitzt seiner Base gegenüber auf einem steifen Rohrstuhl mit hohem Rücken, in bequemer Ruhe, doch in stets gerader Haltung. Natürlich raucht er still, wie er das *tagein, tagaus* tut, und dabei benutzt er immer die gleiche, in ungarischer Manier geschnitzte Meerschampfeife. Die alte Frau erzählt irgendeine Klatschgeschichte, denn sie klatscht ständig. Der kleine Junge versteht zwar nichts von ihrem Gerede, so viel aber begreift er, dass der Großvater sie von Zeit zu Zeit in scherzhaftem Ton ermahnt: »Nun, Lizinka, so viel böses Zeug kann ich doch nicht glauben, selbst die Hälfte wäre schon zu viel!« Und dabei lacht er ein wenig spöttisch, während die alte Frau Sarmasághy sich weiterhin entsetzt gibt und fortfährt zu schwören, jawohl, so sei es, wie sie sage, sie wisse Bescheid. Doch der alte Herr schüttelt bloß lächelnd den Kopf, denn Lizinka berichtet zwar gewiss von schlimmen Dingen, sie weiß sie freilich höchst amüsant zu schildern.

Dies geschah in Dénestornya. Der alte Péter Abády lebte auch dort; doch er wohnte nicht oben im befestigten Schloss, sondern weiter unten am Hang im großväterlichen Herrenhaus, das Bálints Urgroßvater väterlicherseits am Ende des 18. Jahrhunderts gebaut hatte. Das große Schloss sowie drei Viertel des Gutsbesitzes gehörten der Mutter. Die Heirat von Bálints Eltern galt deshalb als ein gewichtiges Familienergebnis, weil auch die Mutter eine Abády war, sodass die uralten Güter,

die unter mehreren Generationen anfänglich in vier und später immer noch in zwei Teile zerfallen waren, jetzt erneut vereinigt wurden. Diese Heirat brachte das Gut von Dénestornya und den alten Waldbesitz im Hochgebirge am Oberlauf des Szamos wieder zusammen.

Der alte Péter übergab das ihm gehörende Gut seinem Sohn. Er behielt nur das Herrenhaus und dessen Garten für sich, und dann, als sein einziges Kind, Tamás, jäh verstarb, da dachte er gar nicht daran, sein Eigentum zurückzunehmen und sich damit im Alter von neuem herumzuschlagen. Er beließ es vielmehr unter der Aufsicht seiner verwitweten Schwiegertochter.

Er zog auch hernach nicht um, hinauf ins Schloss, obwohl die Frau des verstorbenen Tamás Abády ihn, damals wie später, immer wieder darum bat und ihm ein wenig sogar zürnte, weil der Schwiegervater auf sie nicht hören wollte.

Der alte Herr war weise. Bálint begriff erst jetzt mit erwachsenem Verstand, wie weise er auch hierin gehandelt hatte. Bei der warmherzigen, aber stets unruhigen Natur der Mutter wäre ihr gutes Verhältnis unter dem gleichen Dach kaum erhalten geblieben.

Die zu Lebzeiten des verstorbenen Sohns entstandene Ordnung blieb dann bestehen. Der alte Herr aß jeden Mittwoch oben im Schloss bei ihnen zu Mittag, während sie jeden Sonntag zum Mittagessen im Herrenhaus des Großvaters geladen waren.

Der Junge indessen, kaum war er ein wenig größer geworden, besuchte den Großvater auch zu anderen Zeiten. Manchmal tat er das sogar, indem er vor den Erziehern ausriss. Die Flucht fiel ihm leicht. Der ausgedehnte Schlosspark war am Fuße des Hügels vom Garten des Herrenhauses nur durch den Hof der reformierten Kirche getrennt. Da standen zwei weder besonders hohe noch allzu wohlerhaltene Mauern. Und selbst sie bereiteten Vergnügen, denn sie dienten dem Indianerspiel. Er konnte leise wegschleichen, mit lautlosen Fußritten wie »Lederstrumpf«, und die schwindelerregend hohe Bastei erklettern, welche die stellenweise kaum anderthalb Meter hohe Mauer des Kirchhofs in seiner von Cooper-Erzählungen erfüllten Phantasie darstellte.

Der alte Herr nahm sehr wohl wahr, wie schmutzig und von Mör-

tel bedeckt er hin und wieder ankam, fragte aber nie, auf welchem Weg er herübergekommen war. Er mischte sich nur ein, wenn der Bub sich an seiner Kleidung einen Riss geholt hatte. Diesen – damit nichts Schlimmeres geschehen sollte – ließ er, bevor er ihn wieder zurückschickte, schnell durch seine Köchin flicken. Und er befahl dem Diener, die beiden stets verschlossenen Tore zu öffnen, die den Weg vom Garten des Herrenhauses zum Kirchhof und von dort zum Schlosspark freigaben.

In frühen Jahren war es nicht die Aussicht, den Großvater zu treffen, die ihn dorthin lockte, sondern die guten Bissen, die er jedes Mal bekam, wenn er sich einstellte: frisches, ganz schwarzes Roggenbrot mit dickem Sauerrahm, kalte Büffelmilch oder irgendein süßes Gebäck, einen Rest der Mehlspeise tags zuvor. Ach, wie fein war das! Denn er war damals immer hungrig, und die Mutter oben im Schloss hatte verboten, ihm zwischen den Mahlzeiten Essbares zuzustecken. Wie er aber heranwuchs, begann ihn auch die Gesellschaft des alten Mannes anzuziehen. Er verstand es gut, freundlich und verständnisvoll mit dem Kind zu reden; den Geschichten von seinen kleinen Streichen hörte er mit einem milden Lächeln zu, während er seine Pfeife schmauchte, und nie verriet er jemandem das Vernommene.

Kam er gegen Mittag herüber, dann fand er ihn bei gutem Wetter auf der Terrasse, bei kühler Witterung in der Bibliothek. Zu solchen Stunden pflegte er zu lesen. Dass er ihn dabei störte, nahm er nicht übel. Er las größtenteils wissenschaftliche Werke. Zahllose Zeitschriften wurden ihm zugestellt, und es war in der Tat bewundernswert, wie er mit der geistigen Entwicklung jener Zeit Schritt hielt, mit den Forschungen in dieser klassischen Epoche der modernen Entdeckungen. Er erzählte darüber gern seinem Enkel, fasste das Neueste, mit dem er sich gerade beschäftigte, klar und verständlich zusammen. Er war über die verschiedensten Themen gleichermaßen unterrichtet. Die Erkundungsreisen nach Afrika und nach Mittelasien spielten in seinen Berichten eine große Rolle, die größte Bedeutung maß er aber wohl dem technischen Fortschritt der letzten Jahre bei. In diesem Zusammenhang erwähnte er manchmal auch mathematische Lehrsätze und erklärte sie mit so klarer Einfachheit, dass der heranwachsende Enkel sie

leicht begriff; die Algebra, als er ihr später im Theresianum begegnete, kam ihm beinahe bekannt vor. Aus dieser fernen Kinderzeit stammte vielleicht das Interesse, das Bálint auch später dafür bewahrte.

Besuchte er den Großvater am Morgen, dann fand er ihn gewöhnlich im Garten. Er pflegte seine Rosen selber. Ebenso mit großer Hingabe setzte er beim Okulieren Edelknospen ein. Die Blumen gediehen denn auch wunderbar, viel größer und dichter als jene, die der Gärtner im Schloss behandelte. Jetzt, da er sich erinnerte, sah er ihn beinahe lebendig vor sich, wie er zwischen seinen Blumen stand. Er trug eine lange Rohleinschürze und auf seiner immer noch gewellten weißen Haarkrone einen großen bäuerlichen Strohhut. Wie jugendlich sein Gesicht darunter noch wirkte, beleuchtet von den gelben Reflexen des Sonnenscheins! Schöne Züge: eine schmale, dünne Nase, grüngraue Augen, die umso heller schienen, als seine Augenbrauen trotz des hohen Alters schwarz geblieben waren. Über dem feinen Bogen des Munds ein spitz gewirbelter, kleiner Schnurrbart, beinahe schwarz auch der, vielleicht vom Wachsen, welchen Geruch er selbst jetzt, beim Zurückdenken, beinahe zu spüren meinte, so wie er ihn immer gespürt hatte, wenn sich der alte Herr gemäß seiner Gewohnheit zu ihm hinabbeugte, um sich die Wange küssen zu lassen.

Seine Wangen waren immer glatt. Er achtete peinlich darauf, jederzeit gepflegt und sauber zu sein. Er hatte die Gewohnheit, scherzhaft zu sagen: »Ein junger Mann kann auch schmutzig sein, aber ein alter Mann ist eklig, sogar gewaschen!« Er rasierte sich täglich selber, benutzte feine englische Rasiermesser, jeden Tag ein anderes, ein jedes nummeriert, er hielt sie in einem langen, grünen Etui aus Saffianleder.

Kam der Junge an Sonntagen vor Mittagessenszeit, dann fand er auf der Veranda manchmal zwei bis drei Bauersleute vor; sie standen, den Hut in der Hand, vor dem alten Herrn und trugen ihm ihre strittigen Angelegenheiten vor. War er zu solchen Stunden zur Stelle, dann gab ihm der Großvater einen Wink, er dürfe bleiben, solle sich aber seitwärts aufs Sofa setzen. Nicht nur die Leute von Dénestor-nya kamen, sondern auch solche aus anderen, benachbarten Dörfern. Rumänen und Ungarn gleichermaßen, manchmal selbst Menschen von den Schneebergen her. Er stand von jeher im Ruf eines sehr ge-

rechten Mannes. So suchten ihn die Leute oft auf, er möchte ihren Streit schlichten, bevor sie sich an einen Anwalt wandten. Der alte Péter Abády stand immer zur Verfügung. Regungslos saß er auf dem harten Rohrstuhl, die Beine übereinandergeschlagen, seine Hose war über dem weichen Schaft der altmodischen Stiefel ein wenig hinaufgerutscht. Die unerlässliche kleine Meerschampfeife im Mund, hörte er sich die langfädigen Berichte wortlos an. Er stellte nur selten eine Frage oder ermahnte kurz jemanden, der sich gegenüber einem anderen zu Heftigkeit hatte hinreißen lassen. Aber dergleichen war kaum nötig, die Leute benahmen sich immer sehr geziemend. Nachdem dann jedermann das Seine vorgetragen hatte, erteilte der alte Herr seinen Rat.

Er sprach, je nach Bedarf, Ungarisch wie Rumänisch fließend. Die Streitparteien fügten sich zumeist in sein Urteil. Zuletzt, wie auch die Sache für sie ausgegangen war, küssten sie ihm die Hand und entfernten sich in schöner Ordnung. Sie küssten auch ihm, Bálint, die Hand, wogegen er sich zu wehren suchte. Doch der alte Herr beschied ihn auf Französisch, es zuzulassen, da die Leute sonst glaubten, er ekle sich, und sie würden ob seiner Weigerung beleidigt sein.

Auch andere Gäste empfing man oft im Herrenhaus Abády. Die Jüngeren kamen, um ihre Aufwartung zu machen, sich vorzustellen oder eine Gunst zu erbitten, denn Péter Abádys Einfluss, obwohl er sich von zu Hause immer seltener wegrührte, war gewaltig geblieben, er reichte weit und in viele Richtungen. Dies nicht nur darum, weil er schon seit zwei Jahrzehnten Superintendent der reformierten Kirche, Mitglied des Oberhauses und Bannerherr war, sondern weil alle wussten, dass er nur für gerechte Sachen einstand; ebenso wusste man, dass sein Wort auch bei Hofe, bei Franz Joseph ins Gewicht fiel.

Die Älteren erwiesen ihm die Ehre, da sie von jeher an ihm hingen. Sie waren noch ziemlich zahlreich: einstige Komitatsherren aus der Zeit, da er in Alsó-Fehér als Obergespan geamtet hatte, oder frühere Honvéd-Soldaten, die in der Bach-Periode von ihm vor dem Gefängnis gerettet worden waren.

Regelmäßige Besucher gab es zwei: Tante Lizinka, die jedes Jahr zwei Wochen dort verbrachte, und Mihály Gál, alias Minya Gál, den

alten Schauspieler, der stets nur drei Tage blieb, weder mehr noch weniger.

Der kleine Junge liebte diesen sehr. Wusste er, dass Gál dort weilte, dann überwand er den Zaun mehrmals am Tag heimlich, und er hörte dem Gespräch und den Scherzen der beiden alten Männer zu, er lauschte den vorzeitlichen Schauspieleranekdoten Gáls, die von Frau Déry und von Celestin handelten, obwohl er von den meisten Namensträgern nicht wusste, was für Leute sie gewesen waren.

Der alte Minya kam immer zu Fuß und ging zu Fuß weg. Das Angebot, die Kutsche zu benutzen, nahm er nie an. Die Haltung war ihm aus seiner Zeit als wandernder Schauspieler geblieben, und es gab dabei auch eine Art von merkwürdigem, hoffärtigem Puritanismus, etwas vom »Just-nicht!«-Starrsinn, oder vielleicht lag es nur daran, dass er, wie er allein auf der Landstraße dahinwandelte, sich in Gedanken wieder in die Wanderjahre seiner Jugend versetzt fühlte. Er war einst ein Klassenkamerad Péter Abádys gewesen, sie saßen in den zwanziger Jahren zusammen in Vásárhely im Gymnasium.

Sie hatten damals im Kollegium Freundschaft geschlossen, die sie hernach mehr als siebenzig Jahre miteinander verband. Die beiden duzten sich, doch wenn andere – so auch der kleine Junge – mit dabei waren, vermied Minya die Anrede.

Bálint fiel nun ein, dass Gál aus dieser Gegend stammte. Zum letzten Mal hatte er ihn 1892, vor zwölf Jahren, auf der Beerdigung des Großvaters gesehen. Er war auch damals von Vásárhely gekommen, wo er, wie er sagte, ein kleines Haus besaß. Ei, man sollte in Erfahrung bringen, ob er noch am Leben ist. Und wenn er lebt, müsste man den Freund des Großvaters besuchen. Zwar wird er kaum mehr am Leben sein, denn er wäre heute fast schon hundertjährig, fünf bis sechs Jahre dürften dazu fehlen. Bálint beschloss trotzdem, dass er nach der Rückkehr von Siklód dem Geschick des alten Schauspielers, der zu den lebendigsten Erinnerungen seiner Kindheit gehörte, nachspüren werde.